

Christoph Fleischmann

Die Vollendung der Arbeit: Untätigkeit

Zur theologischen Herkunft ökonomischer Kategorien

Augustinus (354–430), der wirkmächtigste Theologe der ausgehenden Antike, gab der mittelalterlichen Theologie die Richtung vor: Gott wirke unablässig, um seine Geschöpfe zu erhalten. Gott habe immer alle Hände voll zu tun mit der Regierung der Welt: Nur durch Gottes Regierung „leben wir in ihm, bewegen wir uns und sind“. Deshalb würden wir, wenn Gott dieses Wirken den Dingen entzöge, aufhören, zu leben, uns zu bewegen und zu sein. Es ist also klar, dass Gott auch nicht einen Tag vom Werk der Regierung abgelassen hat.“ Auch die Theologen des Mittelalters blieben letztlich bei der Meinung, dass Gott beständig tätig sei, damit alles zu einem guten Ziel komme. Einen deus otiosus, einen müßigen Gott, der die Welt wohl geschaffen, sich dann aber in seine Ruhe und Unberührtheit zurückgezogen hat, konnten sie sich nicht vorstellen.

Dabei hat die jüdisch-christliche Tradition durchaus das Bild eines wenigstens teilweise ruhenden Gottes bereitgehalten. Die oben zitierten Sätze von Augustinus finden sich ausgerechnet in seinem Kommentar zum Genesisbuch, dem ersten Buch der Bibel, in dem es heißt, dass Gott sein sechstägiges Schöpfungswerk durch einen Ruhetag erst vollendete: „Und so vollendete Gott am siebenten Tage seine Werke, die er machte, und ruhte am siebenten Tag von allen seinen Werken, die er gemacht hatte.“ Augustinus aber verscheucht sofort die Vorstellung von einem ruhenden Gott, wenn er zu dieser Stelle erklärt: „Gott ist nicht wie ein Baumeister, der, wenn er eine Gebäude fertig gestellt hat, abziehen kann, da sein Werk auch dann bestehen bleibt, wenn er seine Arbeit beendet hat; die Welt könnte nicht einen Augenblick weiterbestehen, wenn Gott ihr seine Leitung entzöge.“

Arbeit – mit und ohne Gott

Der italienische Philosoph Giorgio Agamben hat in seinem kürzlich auf deutsch erschienenen Buch Herrschaft und Herrlichkeit. Zur theologischen Genealogie von

Ökonomie und Regierung argumentiert, dass die theologischen Dispute über das Sein und die Tätigkeit Gottes, die in der Antike und im Mittelalter geführt worden sind, die politischen und ökonomischen Theoriebildungen zu Beginn der Neuzeit maßgeblich beeinflusst hätten. Unter anderem weist er darauf hin, dass Karl Marx (1818–1883) das Sein des Menschen als konstante Arbeit und diese Arbeit als die Selbsterzeugung des Menschen dachte. Damit aber werde letztlich nur das theologische Modell, welches das Leben der Geschöpfe als konstantes Wirken Gottes deutet, säkularisiert. „Wird das Sein erst einmal als Praxis begriffen, bedeutet die Ersetzung Gottes durch den Menschen, dass dessen Wesen in nichts anderem besteht als der Praxis, durch die er sich unablässig selbst erzeugt“, so Agamben. Im Hintergrund dieser Säkularisierung von Marx stand die Religionsphilosophie von Ludwig Feuerbach (1804–1872), der erklärte, dass die Menschen ihre eigenen Fähigkeiten auf eine Gottheit projizierten.

Die Pointe bei Agamben ist nun, dass mit der Verweltlichung des theologischen Modells dessen Wirkung noch keineswegs gebrochen sei. In der Tat: Es scheint auf dasselbe Ergebnis hinauszulaufen, ob man den permanent tätigen Weltenlenker entthront und den Menschen an seiner Statt setzt oder ob man die Tätigkeit des Menschen in Entsprechung zu göttlichem Handeln sieht: **Als Ebenbild Gottes sei der Mensch zur Tätigkeit und zur kontinuierlichen Erschaffung seiner Welt bestimmt.** Auch das war ein – mittelalterlich vorbereitetes – Modell, mit dem Denker der Neuzeit die Rolle des Menschen in der Welt erklären konnten. Man denke nur an das berühmte Bild von Gott als dem Uhrmacher, der die Welt wie ein großes Uhrwerk geschaffen habe. Das göttliche Uhrwerk, das heißt die Gesetze der Natur, zu erforschen, spornte die Wissenschaftler an; aber ebenso der Gedanke, es dem Schöpfer gleichzutun und eigene Maschinen zu schaffen und damit neue Welten zu erschließen. Mit dem göttlichen Uhrmacher hat sich das neuzeitliche Arbeitspathos ein göttliches Vorbild gegeben.

In jedem Fall hat die schöpferische Arbeit in der politischen und ökonomischen Theorie der Neuzeit Karriere gemacht hat. Sie wurde zur Grundlage des Eigentums (John Locke), des Reichtums (Adam Smith) oder eben des gesamten Geschichtsprozesses (Karl Marx). Arbeit war nicht mehr nur „Nachahmung der Natur“, sondern gottgleiche schöpferische Tätigkeit. Sie galt Marx wie den klassischen Ökonomen als das, was den Wert der Waren ausmachte – nicht mehr die Natur, wie es zuletzt die Physiokraten versucht hatten zu behaupten. Mit dieser Schwerpunktsetzung wurde der Produktionsfaktor Natur – also das Vorgegebene, nicht Geschaffene – zum bloßen Material für die Arbeit des Menschen. Auch wenn heute klar ist, dass die Arbeitswertlehre letztlich nicht die Preisbildung erklärt,

sondern bestenfalls bestimmte Grenzen der Preisbildung markiert: Die Vorstellung, dass es einen Zusammenhang zwischen Arbeit und Wert gibt, hält sich hartnäckig. Am hartnäckigsten vielleicht in den Fiktionen der Leistungsgesellschaft: Wer viel Geld verdient, meint, dass er das mit dem Wert seiner Arbeit auch verdient habe; wer weniger verdient, meint, dass seine Arbeit eigentlich mehr wert sei. **Ungern nur wollen Menschen ihre Bezahlung als Ergebnis anonymer Markt- und offensichtlicher Machtprozesse sehen.**

Zudem hat die neuzeitliche Wertschätzung der Arbeit – die entgegen dem Vorurteil keine Erfindung von Calvinisten ist, sondern in der Theologie des Mittelalters vorbereitet wurde – dazu geführt, dass in der Arbeit, im Tätigsein des Menschen, der Sinn seines Lebens gesehen wurde. Dies findet zum Beispiel in den Frühschriften von Marx einen durchaus sympathischen Ausdruck: Der Mensch vergegenständliche in der Arbeit sein eigenes Wesen, sein Wesen trete dem Menschen also in seinem Werk gegenüber und zugleich komme der Mensch mit seiner so verstandenen Arbeit in einen Austausch mit den anderen Menschen. Das erinnert an den Schöpfungsbericht, in dem Gott am siebten Tag seinem Werk gegenüber tritt und es zufrieden betrachtet. Wer etwas Eigenes schafft, kann daraus Befriedigung ziehen.

Das Ziel der Arbeit: Untätigsein und Ruhe

Der Bericht von den sieben Tagen der Schöpfung begründet also auch den jüdischen Feiertag, den Sabbat. Mit der Schöpfungsgeschichte ist demnach einem Rhythmus von Arbeit und Ruhe das Wort geredet. In der Tat kann man ja die Frage stellen, warum die Menschen immer nur in kreativer Tätigkeit Sinn finden können, nicht aber auch im Erkennen und Akzeptieren vorgegebenen Seins? Denn natürlich sind die Möglichkeiten menschlichen Tätigseins begrenzt. Das durchzudeklinieren ist hier nicht der Raum, es sei nur auf die letzte und größte Begrenzung verwiesen, die natürlichen Grundlagen der Welt. **Die Natur kann eben nur bei Strafe des Untergangs völlig von der Tätigkeit der Menschen vernutzt werden.** Wenn der Mensch sich aber nach wie vor in Vorgegebenes fügen muss, dann heißt das, dass es – zumindest ergänzend zur Sinnstiftung durch Arbeit – auch darum ginge, den Wert des Untätigseins und der Ruhe neu zu entdecken. Dies kann bei der Dominanz der Ökonomie über das Leben der Menschen nicht nur eine individuelle, es muss eine gesellschaftliche Aufgabe sein.

Agamben erklärt, dass sein jüngstes Buch im Motiv der Untätigkeit Gottes sein „verborgenes Zentrum“ habe. Es komme darauf an, diese Vorstellung zu profanieren, also dem menschlichen Gebrauch zurückzugeben, um den Grundlagen der Moderne, die sich von der Vorsehung Gottes ableiten, eine echte Alternative entgegenzustellen. Leider führt Agamben dieses „verborgene Zentrum“ nicht aus. Lediglich ein Aufsatz über den Sabbat gibt erste Hinweise: Am Sabbat, so Agamben, seien produktive Tätigkeiten verboten, nicht das Tun an sich. Nach der jüdischen Tradition sei ein Akt der Zerstörung am Sabbat erlaubt. Das Essen dürfe nicht bereitet werden, aber es gehöre zum Charakter des Festes, dass ein schönes Essen gegessen, also vernichtet werde. Wenn man diese Beschreibung auf die gesellschaftliche Ebene hebt, dann heißt das: Die Produktion muss aussetzen, dafür darf und soll verschwendet, das heißt konsumiert werden.

Die Stimmen mehren sich, denen zufolge es (entgegen den Beteuerungen, dass ein nachhaltiges Wachstum möglich sei) kein Wirtschaftswachstum ohne Naturverbrauch geben könne und wir deswegen dazu herausgefordert seien, das Bruttonationaleinkommen weniger oder gar nicht mehr zu steigern – zumindest in den industrialisierten Zentren der Welt. Auch vor diesem Hintergrund ist es geboten, Möglichkeiten der Produktion und der Produktivität auszulassen. Soll man sich aber stattdessen tatsächlich darauf verlegen, das Erwirtschaftete zu verbrauchen? Erhöhter Verbrauch verlangt, dass diejenigen mehr Anteil am erwirtschafteten Reichtum bekommen, die das Geld nicht sparen, sondern zum größten Teil ausgeben, also die ärmeren Bevölkerungsgruppen. Nun äußert sich erhöhter Verbrauch ökonomisch aber als erhöhte Nachfrage, die wieder Wachstum generiert. Wachstum wird aber nicht nur durch Verbrauch, sondern auch durch die Geldvermehrung angetrieben. Die Renditeerwartungen des Kapitals lagen in den letzten Jahren über den realen Wachstumsraten und haben als Wachstumsdruck auf die Realwirtschaft zurückgewirkt. Von daher kann man fragen, ob Kapital, das Anlagemöglichkeiten sucht, das Wachstum nicht stärker forciert und deswegen für die Natur schädlicher ist als eine Verteilung des Geldes an die, die es nicht sparen, sondern verschwenden.

Zudem: Wenn Arbeiter und Angestellte etwas mehr Lohn vom erwirtschafteten Gewinn bekommen, dann könnte man Arbeitszeitverkürzungen wirtschaftlich erträglich oder gar attraktiv gestalten. Sie wären der einfachste Weg, weniger zu produzieren. So würden für die Menschen Freiräume für individuelle Untätigkeit entstehen, also Zeit, die man nicht ökonomisch nutzen muss. Zeit der Untätigkeit wäre weit mehr als ein verlängertes Wochenende, das ja vielen Menschen bloß als Erholung von der Arbeit

dient und die Arbeitskraft für die neue Woche regenerieren hilft. Sie wäre auch weit mehr als jene arbeitsfreie Zeit, die nur zur Flucht vor der als unbefriedigend empfundenen Arbeit dient – das vermeintlich eigentliche Leben beginnt erst am Wochenende. Denn in beiden Formen ist die vermeintlich „freie“ Zeit weiterhin von der Zeit der Arbeit bestimmt. Vielleicht meint Agamben dies, wenn er sagt, dass das Fest heute außerhalb unseres Erfahrungshorizontes liege: Wir feierten wohl noch in Kenntnis der alten Rituale und Formen von Festen – aber der Zugang zur Untätigkeit sei uns verwehrt.

Das könnte daran liegen, dass wir Untätigkeit nicht mehr als Vollendung der Arbeit begreifen, wie es in dem alten Schöpfungsbericht der Genesis heißt. **Nicht die Ruhe ist für die Arbeit da, sondern die Arbeit findet ihr Ziel in der Ruhe** – in dem Stolz etwas geschafft zu haben, in dem Bewusstsein, dass die Arbeit nun ruhen kann, weil genug da ist. Gott ruhte am siebten Tag „von allen seinen Werken“. Diese Ruhe kann nur finden, wer eine Arbeit hat, die er als befriedigend erlebt. Und diese Ruhe setzt ein Maß voraus, das erreicht ist mit dem Erarbeiteten. Dieses Maß ist aber in einer Wirtschaft, die permanent wachsen muss, niemals erreicht. Das Kapital, das die Wirtschaft antreibt, wird weiter wachsen bis zum nächsten Crash. Sieht man die Dinge nach ihrem Tauschwert an, erkannte schon Aristoteles, so ist der Vermehrung keine Grenze gesetzt. Allein wenn man die Dinge nach ihrem Gebrauch bemisst, haben sie ein inneres Maß: Man kann nicht mehr Essen gebrauchen, als der Magen fassen kann.

Die Orientierung der Wirtschaft nach dem Gebrauch der Güter wäre freilich eine Infragestellung des kapitalistischen Systems, das vom ständig wachsenden Tauschwert getrieben wird, egal ob das, was produziert wird, zu gebrauchen ist beziehungsweise das ist, was die Mehrheit der Menschen wirklich nötig hat. Derzeit wird das produziert, was den größten Wertzuwachs für das eingesetzte Kapital erwarten lässt, nicht das, was dem Lebensunterhalt der Mehrheit der Menschen dient: **Die Wünsche der Wohlhabenden sind wichtiger als die essenziellen Bedürfnisse der Armen.**

Wenn es gelänge, die Wirtschaft nach dem Gebrauch der Dinge zu orientieren, dann hieße das auch, dass die Arbeit ihren Wert nicht darin findet, was andere für sie zu zahlen bereit sind; vielmehr findet sie ihren Wert im anschließenden Gebrauch der Arbeitsprodukte. Das zu gebrauchen, was wir geschaffen haben und was wir um dieses Gebrauches und Genusses willen geschaffen haben, das wäre die Untätigkeit als Vollendung der Werke.